

Die „Klötze“ kommen in die Jahre: Initiativen zum Schutz von Bauten der 1960er und 70er Jahre

Klötze und Plätze. Wege zu einem neuen Bewusstsein für Großbauten der 1960er und 1970er Jahre.

Tagung des Bundes Heimat und Umwelt in Deutschland, Reutlingen, 4./5. Juni 2012

Zwischen Scheibe und Wabe. Verwaltungsbauten der Sechzigerjahre als Denkmale.

Berichte zu Forschung und Praxis der Denkmalpflege in Deutschland, Bd. 19, hg. von der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland. Petersberg, Michael Imhof Verlag 2012. 184 S., 190 Farb- u. 103 s/w-Abb. ISBN 978-3-86568-800-2. € 19,95

ABGESCHLOSSENE KULTUREPOCHE

Vielerorts prägen diese Bauten weiterhin das Stadtbild – doch wird ihnen einiges vorgeworfen: Überdimensioniert seien sie, unpraktisch, veraltet und hässlich. Und immer häufiger werden Bauwerke der Nachkriegsmoderne entstellend saniert oder gleich ganz abgerissen. Für viele ist heute der Bauzaun wieder eine gute Nachricht: Wenn an die Stelle betonsichtiger „Klötze“ etwas Neues tritt – mit höchsten Dämmwerten ausgestattet, durch dekorative Fensterformate aufgehübscht und mit gefälligem Sandstein verkleidet.

Einen neuen Blick auf diese Großbauten wagte jetzt die BHU-Tagung. Unter dem Titel „Klötze und Plätze“ informierten sich Engagierte aus Architektur, Baukultur, Stadtplanung und Denkmalpflege über die baulichen Qualitäten und entwickelten gemeinsam Erhaltungsperspektiven. Fast zeitgleich brachte die Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (VdL) ein Buch heraus, das für die Verwaltungsbauten der 60er und frühen 70er Jahre wirbt. Unter dem Titel *Zwischen Scheibe und Wabe* wird schon im Umschlagtext festgehalten, dass diese Bauwerke heute „wichtige zeitgeschichtliche Dokumente und architekturgeschichtliche Quellen“ darstellten.

Fachtagung wie Publikation standen vor dem Problem, dass ein unvoreingenommener Blick auf die Großbauten heute aus verschiedenen Gründen kaum möglich ist. Als Vorsitzender der VdL umreißt Gerd Weiß in seinem Vorwort (7), warum sich – auch und gerade – die Denkmalpflege mit Bauten der Nachkriegszeit lange so schwer tat: Kämpfte man doch seit dem Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 engagiert für die heimische Kulturlandschaft und damit zugleich gegen den raumgreifenden Internationalen Stil, der großzügig das Alte beiseite räumte. Betont nüchtern setzt Weiß dieser alten Frontstellung einen noch älteren denkmalfach-

Als die moderne Denkmalpflege entstand, war „der Bauzaun an sich keine gute Nachricht mehr“. So umschrieb Olaf Asendorf vom Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung auf der jüngsten Tagung des Bundes Heimat und Umwelt in Deutschland (BHU), was sich Mitte der 1970er Jahre in den Köpfen bewegte. Viele konnten die immer neuen weitläufigen Plätze und betongrauen „Klötze“ des Internationalen Stils nicht mehr sehen. Stattdessen kämpften Umwelt- und Denkmalschutz gemeinsam dafür, die heimische Kulturlandschaft und das traditionelle Stadtbild zu erhalten. Fast 40 Jahre später sind es nun eben jene Nachkriegsbauten, über deren Schutz man diskutiert. Und nicht allein die Denkmalpflege fragt, was uns die baulichen Zeugnisse der 60er und 70er Jahre noch wert sind.

Abb. 1 Wilhelm Tiedje und Rudolf Volz, Reutlinger Rathaus, 1966 (BHU)



lichen Prüfstein entgegen: die „abgeschlossene Kulturepoche“.

Bereits 1904 hatte der preußische Rundrlass zur Denkmaldefinition und -erfassung dieses Prinzip ausgerufen. Nach rund 30 Jahren sei die Zeit reif, die Architektur der jeweils vorangegangenen Generation ebenso kritisch wie wohlwollend zu bewerten. Und dies stehe nun auch den Bauten der 60er und 70er Jahre zu. Damit werde der Blick frei, Kriterien für diese Bauepoche zu entwickeln. Und, so Weiß, auch neue Bewunderung für die damalige „Experimentierfreude der Architekten und die Offenheit der Bauherren dem Neuen gegenüber.“ (ebda.)

DIE MODERNE ALS ERFOLGSGESCHICHTE

Vor diesem Hintergrund klärten die Tagung und die Publikation gleichermaßen zunächst die Grundlagen. In beiden Fällen führte Clemens Kieser vom Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg in die Bauzeit ein. Mit den 1960er Jahren sei eine neue Architektengeneration angetreten, die ihre Ausbildung nach Kriegsende begonnen hatte. Geschult am Internationalen Stil, entstanden auch im Verwaltungsbau zunächst kubische Formen für die herkömmlichen Bürosäle bzw. Zellenbüros. Neue Ideen brachten die Soziologen, allen voran Ralf Dahrendorf, in die Gestaltung ein. Arbeit sollte sich nicht mehr hierarchisch staffeln, sondern horizontal fließen. Auch die Architekten glaubten, so Kieser, an die „Planbarkeit menschlichen Arbeitsverhaltens“ (10): Das Bauen sollte das Sein formen.

Detailreich schildert Kieser in seinem Beitrag (8–41), wie einzelne Bauten und Gruppen die Entwicklung vorantrieben – etwa die Arbeit des „Quickborner Teams“ für das Mannheimer Boehrer-Gebäude (1960). Nach und nach sei die „Scheibe“ durch eine neue Formenvielfalt abgelöst worden. Denn, so Kieser, die „raumhungrigen Bürolandschaften nahmen schon früh Einfluss auf die Gebäudeform.“ (14) Das Großraumbüro verlangte nach der ebenen Fläche. Mit der neuen Wabenform habe man endlich hierarchiefrei und flexibel bauen können.

In den 60er Jahren habe, so Kieser, das Großraumbüro eine veritable „Erfolgsgeschichte“ (15) geschrieben. Nicht allein, dass solche kostensparenden Bürolandschaften gerne und häufig umgesetzt wurden. Darüber hinaus belegten damalige Studien, dass Mitarbeiter ihr Großraumbüro als offen, angenehm und modern erlebten. Doch es wurde auch früh Kritik geübt: Es fehle an Klimatisierung und Beleuchtung. Der Vorgesetzte ziehe sich doch wieder in sein Einzelbüro zurück. Und man wünschte sich ein paar Stellwände mehr, um ungestört arbeiten zu können. Mitte der 1970er Jahre wurde das Großraumbüro daher schließlich von den kleinteiligeren Gruppenbüros abgelöst. Seine Beobachtung entfaltet Kieser an verschiedenen technischen Fragestellungen und Bauaufga-



Abb. 2 Sep Ruf, BHF-Bank, Frankfurt a. M., 1965 (Landesamt für Denkmalpflege Hessen)

ben – vom Rathaus bis zum Justizbau. Einen eigenen Abschnitt widmet er der Nachkriegsbautätigkeit in der DDR. Abschließend stellt er einen Fragenkatalog zusammen, mit dessen Hilfe diese Verwaltungsbauten bewertet werden können.

NEUE WAHRNEHMUNG VOR ORT

Nach diesem allgemeinen Überblick wurde es konkreter. Auf der Reutlinger BHU-Tagung wurden nicht allein verschiedene Einzelbeispiele präsentiert, man bezog auch den Tagungsort in die Untersuchung mit ein. Selbstbewusst hatten Wilhelm Tiedje und Rudolf Volz das moderne Rathaus 1966 mitten ins historische Reutlingen eingefügt (*Abb. 1*). Viele Tagungsteilnehmer nutzten die Vortragspausen, um einen genaueren Blick auf die behutsam sanierten Räume zu werfen. In einer zeitgleichen Ausstellung machten aktuelle Aufnahmen von Rose Hajdu und bauzeitliche Fotografien von Gottfried Planck viele qualitätvolle Details des Rathauses sichtbar.

„Dieses Rathaus baut diese Stadt nicht für diesen Gemeinderat, nicht für diesen Bürgermeister und nicht für diese Beamten, sondern für diese Bürger, für heute, morgen und für die ferne Zukunft.“ So zitiert die Fotoausstellung den damaligen Reutlinger Oberbürgermeister Oskar Kalbfell,

bau bis zur denkmalgerechten Sanierung.

Auch für *Zwischen Scheibe und Wabe* wurden bundesweit 49 Einzelbauten ausgewählt. Der Begriff „Verwaltungsbau“ wurde hierbei weit gefasst (wie auch bereits im *Handbuch der Architektur*, Bd. 4.7,1, 2, ²1900): von vereinzelt kleineren Typen wie der Hauptpost in Ribnitz-Damgarten (1964, Gustav Adolf Hardt) bis zu veritablen Großbauten wie der Frankfurter BHF-Bank (1965, Sep Ruf; *Abb. 2*), vom Rathaus bis zur Industrieverwaltung. Während das Buch bewusst neutral die jeweilige Bau- und Sanierungsgeschichte beschreibt, fragte man in Reutlingen auch nach der Wahrnehmung vor Ort. So schilderten etwa der Architekt Roland Ostertag und eine Vertreterin der Stadt, wie positiv sein Kaiserslauterer Rathaus (1968) bis heute angenommen werde – nicht zuletzt durch das öffentliche „Panorama-Restaurant“ in der Gebäudespitze.

EINZELFALL UND EINZELENTSCHEIDUNG

Doch stehen viele moderne Großbauten vor dem Problem, ihren Wert für die nächste Generation zu erhalten. „Wie viel Substanz braucht ein Bau- oder Kulturdenkmal?“ (43), fragt in diesem Sinne Astrid Hansen vom Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein (43–51) und sucht nach einem

der 1961 noch ungegrübt optimistisch auf das geplante Rathaus blickte. Heute stehen, auch nach der Sanierung erster Räume, immer noch Teile des Baus zur Disposition. Umso größer war das örtliche Interesse, als die Fachtagung in zwei Rundgängen durch die Nachkriegsgeschichte der Stadt führte – vom Neu-

neuen Standpunkt in einer alten Diskussion: Manche sehen den Denkmalwert im Bild, manche in der Substanz. Dieser Zwiespalt zeige sich besonders drängend für Bauten der 1960er und 70er Jahre. Denn während wir heute kenntnisreich historische Bauten restaurieren könnten, fehle uns diese Erfahrung vielfach noch für moderne Denkmale. Egal, ob neue Materialien ermüden oder wirtschaftlicher Druck ausgeübt wird, in der Praxis schaffe man bereits Fakten.

Mit Blick auf dänische Beispiele plädiert Hansen dafür, in jedem Einzelfall neu zu entscheiden. Denn allein die historische Substanz überliefere Zeitspuren. Und gerade die letzten Jahre hätten neue Kenntnisse etwa in der Betonrestaurierung erbracht. Daher könne Denkmalpflege schon viel erreichen, wenn sie für den einzelnen Bau an Zeit gewinne. Sei dies nicht zu erreichen, müsse sie dem Original so nahe als irgend möglich kommen. Entscheidend sei in jedem Einzelfall, worin genau der Denkmalwert des einzelnen Bauwerks liege. Denn, so Hansen, letztlich habe schon die frühe Denkmalthorie alle Möglichkeiten offen gehalten, die heute angewendet werden: „das Bewahren der Substanz, die Reparatur derselben und die Restaurierung bzw. Wiedergewinnung eines (überlieferten) Erscheinungsbildes.“ (49)

Mark Escherich von der Bauhaus-Universität Weimar beleuchtete diese Frage in Reutlingen auch anhand der DDR-Architektur: Zunächst griff der Stil einer „Nationalen Tradition“ auf historische Formen zurück. Doch spätestens um 1960 fand die DDR zu einer – aus westdeutscher Sicht – ebenso „nachgeholten“ wie eigenständigen Modernität. Für viele blieb diese Architektur nach 1989 untrennbar mit dem politischen Regime der DDR verbunden. Erst mit zunehmendem Abstand, einer neuen Denkmalpfleger-Generation und ersten herben Verlusten werden auch die künstlerisch-städtebaulichen Qualitäten neu wahrgenommen.

NEUE MEDIEN UND INITIATIVEN

All diese geschilderten Einzelfälle führten klar vor Augen: Moderne Bauten brauchen Vermittlung. Auf der BHU-Tagung erhielten drei junge Initiati-

ven stellvertretend die Gelegenheit, ihre Arbeit vorzustellen. Im Verein „urbanophil – netzwerk für urbane kultur“ finden sich vor allem junge Architekten und Städteplaner zusammen. Öffentlichkeit schafft das Netzwerk durch seinen Blog unter www.urbanophil.net. Hier werden tagesaktuell Veranstaltungen besprochen, städteplanerische Entwicklungen diskutiert und neue Initiativen vernetzt. „Offline“ greifbar wird „urbanophil“ auch mit eigenen Projekten. Darunter finden sich die „urbanotours“ zu besonders interessanten modernen Räumen und Quartieren oder „urbanoquiz“ zu architektonischen Themen an wechselnden Orten.

Auf eine erfolgreiche Arbeit von inzwischen drei Jahren kann die „Initiative Beethovenhalle“ zurückblicken. Als studentische Gruppe 2009 begründet, wollten sich Kunsthistoriker für den Erhalt der Bonner Beethovenhalle (1959, Siegfried Wolske; *Abb. 3*) engagieren. Dieses Bauwerk sollte damals einer neuen Festspielhalle weichen. Zum 40jährigen Jubiläum der Beethovenhalle organisierte die Initiative daher ein Kolloquium und eine Ausstellung. Damit wollte man zunächst neutral informieren, um dann wieder neu und offener über die Zukunft der Beethovenhalle sprechen zu können. Die studentische Initiative wurde bald von einer breiten Öffentlichkeit unterstützt – und 2010 mit dem Deutschen Preis für Denkmalschutz ausgezeichnet (vgl. auch die Publikation *Beethovenhalle Bonn. Konzerthaus. Festsaal. Denkmal*, hg. v. Martin Bredenbeck/Constanze Moneke/Martin Neubacher, Bonn 2010).

Aus der „Initiative Beethovenhalle“ ging 2011 die „Werkstatt Baukultur Bonn“ hervor. Wieder begeisterten sich junge Kunsthistoriker für die örtliche Nachkriegsmoderne, weiteten nun jedoch ihren Blick auf das gesamte Stadtgebiet aus. Die Ausstellung „Bauen für die Bundeshauptstadt“ und ihr Begleitkatalog vermittelten mit bauzeitlichen Fotografien die Ästhetik der Nachkriegszeit. Fortgeführt wird die Ausstellung durch regelmäßige „Baukulturelle Spaziergänge“ zu verschiedenen Zielen. Die Veranstaltungsreihe „Werkstatt@“ widmet sich einzelnen Standorten, die in der öffentlichen Diskussion stehen – u. a. dem



Abb. 3 Siegfried Wolske, Beethovenhalle, Bonn. Photographie von Hans Schafgans, 1959 (Schafgans Archiv Bonn / Hans Schafgans)

Bonner Stadthaus. Alle Initiativen teilten die Erfahrung, dass nur das richtige Medium auch die jeweilige Zielgruppe erreicht. Und gerade die neuen Sozialen Medien sprechen eine Generation an, für die die Bauten der 1960er und 70er längst schon historisch geworden sind.

Zum Tagungsabschluss bündelten Martin Bredenbeck vom BHU und Hans-Rudolf Meier von der Bauhaus-Universität Weimar vier grundlegende Gedanken. Zunächst bedürfe es für die Beurteilung der Großbauten keiner neuen Denkmaltheorie, dafür mehr historischen Wissens. In der Inventarisierung müsse die staatliche Denkmalpflege mit Ehrenamtlichen und engagierten Bürgern zusammenarbeiten. An zweiter Stelle sei es unverzichtbar, den Wert dieser Architektur einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln. Nur in offenen Räumen könne man sich mit dem Lebensgefühl der Bauzeit identifizieren. Die Geschichten der Orte seien, so der dritte Gedanke, weiterzuerzählen und auf ihrer Grundlage auch kreativ weiterzubauen. Nicht zuletzt könnten

viertens Netzwerke und Allianzen helfen, Großbauten aus den 60ern und 70ern über die Zeit zu retten.

Tagung wie Publikation haben eine wichtige Grundlage geschaffen, die Architektur dieser Jahrzehnte weiter zu erforschen und zu erhalten. Neben den kenntnisreichen Fachbeiträgen und treffenden Bauporträts lebt das Buch von seinen exzellenten Abbildungen. Sie machen Lust auf die Bauten einer Zeit, die sich heute allzu oft in einem schlechten Zustand oder, schlimmer noch, schlecht saniert präsentieren. Wie bereits zum modernen Kirchenbau (vgl. *Kirchenbauten nach 1945 – Bewertung ihrer Denkmaleigenschaft*. Arbeitspapier der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland [Arbeitsblatt 29], 2009) hat die Arbeitsgruppe Inventarisierung der VdL – unter der Leitung von Ulrike Plate – damit eine dringend benötigte denkmalfachliche Praxishilfe geleistet. Es wäre lohnend, dies für andere Baugattungen fortzuführen. Auch könnte man nach den kleineren Formaten, nach den bescheideneren ländlichen Rathäusern, Postfilialen und Sparkassen, fragen.

Mit seiner vielbeachteten Tagung hat sich der BHU als breite Plattform für einen lebendigen Austausch empfohlen, wie auch die Liste der Kooperationspartner der Veranstaltung zeigt: Beteiligt waren das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz, der Deutsche Städtetag, die Bauhaus-Universität Weimar, die VdL, die Stadt Reutlingen, der Schwäbische Heimatbund sowie der Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e. V. – gefördert durch den Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Be-

schlusses des Deutschen Bundestages. In Reutlingen wurden erfolgreich die langjährig Engagierten und die jungen Initiativen zusammengeführt. Auch künftig können diese beiden Seiten voneinander nur profitieren.

DR. KARIN BERKEMANN
 Frankenallee 134, 60326 Frankfurt a.M.,
 mail@nachkriegsmoderne.info

Autodidakt und Alleskönner. August Endell im Bröhan-Museum

Nicola Bröcker/
 Gisela Moeller/Christiane Salge
August Endell 1871–1925.

Architekt und Formkünstler.

Petersberg, Michael Imhof Verlag
 2012. 496 S., 50 farb. und 625 s/w Abb.

ISBN 978-3-86568-654-1. € 39,95.

Begleitpublikation zur Kabinettausstellung im Bröhan-Museum, Berlin,
 29. März–20. Mai 2012

schuldet sein, dass Endell (*Abb. 1*) schon wenige Jahre nach seinem Tod 1925 in der öffentlichen Wahrnehmung vergessen war, trotz eines bewegten Lebens, zahlreicher Kontakte, Freundschaften und Bekanntschaften mit führenden Architekten, Literaten und Künstlern seiner Zeit und seiner steten Präsenz auf Ausstellungen – 1913 sogar mit Arbeiten auf der Weltausstellung in Gent, wo sie gleichwertig neben denen von Josef Hoffmann, Henry van de Velde und Alfred Messel gezeigt wurden. Im Vorfeld der Feierlichkeiten zum bevorstehenden Henry-van-de-Velde-Jahr (<http://www.vandavelde2013.de>) Grund genug, sich eingehender Werk und Wirkung August Endells zuzuwenden.

SPÄTE WERTSCHÄTZUNG

Anders als Henry van de Velde, Peter Behrens oder Richard Riemerschmid hat Endell, der „philosophische Geist“ unter den deutschen Jugendstil-künstlern, bislang kaum eine nennenswerte Würdigung erfahren. Bis auf eine vor 40 Jahren

Der Berliner Architektur- und Kunstkritiker Karl Scheffler (1869–1951) hat August Endell einmal mit wenigen Worten beschrieben als „nervös bis zur Heilanstalt und eigensinnig bis zur Genialität“ (August Endell GmbH, in: *Der Lotse*, 8.3.1902, H. 23, 704f.). Es mag dieser besonderen Konstitution ge-